

Macha, Hildegard; Witzke, Monika

Familie und Gender. Rollenmuster und segmentierte gesellschaftliche Chancen

Zeitschrift für Pädagogik 54 (2008) 2, S. 261-278

urn:nbn:de:0111-opus-43518

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ

<http://www.beltz.de>

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Inhaltsverzeichnis

Thementeil: Bildungsstandards außerhalb der „Kernfächer“

Heinz-Elmar Tenorth

Bildungsstandards außerhalb der „Kernfächer“. Herausforderungen für den Unterricht und die fachdidaktische Forschung. Zur Einleitung in den Thementeil 159

Olaf Köller

Bildungsstandards – Verfahren und Kriterien bei der Entwicklung von Messinstrumenten 163

Sabine Krause/Roumiana Nikolova/Henning Schluß/Thomas Weiß/Joachim Willems

Kompetenzerwerb im evangelischen Religionsunterricht. Ergebnisse der Konstruktvalidierungsstudie der DFG-Projekte RU-Bi-Qua/KERK 174

Detlev Leutner

Metamorphose eines Forschungsprojektes. Ein Kommentar zum Beitrag von Krause et al. über den „Kompetenzerwerb im evangelischen Religionsunterricht – Ergebnisse der Konstruktvalidierungsstudie der DFG-Projekte RU-Bi-Qua / KERK“ 189

Martin Rothgangel

Bildungsstandards für den Religionsunterricht. Zur fachdidaktischen Konsistenz des Berliner Forschungsprojekts 194

Waltraud Schreiber

Ein Kompetenz-Strukturmodell historischen Denkens 198

Michael Sauer

Historisches Denken und Geschichtsunterricht. Ein Kommentar zum Beitrag von Waltraud Schreiber 213

Bernd Schönemann

Bildungsstandards und Geschichtsunterricht. Ein Kommentar zu Waltraud Schreiber und Michael Sauer 218

Eckhard Klieme/Katrin Rakoczy

Empirische Unterrichtsforschung und Fachdidaktik. Outcome-orientierte Messung und Prozessqualität des Unterrichts 222

<i>Deutscher Bildungsserver</i>	
Linktipps zum Thema „Bildungsstandards in der geisteswissenschaftlichen Fächergruppe an Sekundarschulen“	238
 <i>Allgemeiner Teil</i>	
<i>Sarah Hitzler/Heinz Messmer</i>	
Gespräche als Forschungsgegenstand in der Sozialen Arbeit	244
<i>Hildegard Macha/Monika Witzke</i>	
Familie und Gender. Rollenmuster und segmentierte gesellschaftliche Chancen	261
 <i>Besprechungen</i>	
<i>Peter Faulstich</i>	
Michael Göhlich/Jörg Zirfas: Lernen. Ein pädagogischer Grundbegriff	279
<i>Alfred Schäfer</i>	
Norbert Ricken: Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung	280
<i>Karsten Kenklies</i>	
Karl Ernst Nipkow: Der schwere Weg zum Frieden. Geschichte und Theorie der Friedenspädagogik von Erasmus bis zur Gegenwart	284
<i>Martin Rothland</i>	
Uwe Schaarschmidt/Ulf Kieschke (Hrsg.): Gerüstet für den Schulalltag. Psychologische Unterstützungsangebote für Lehrerinnen und Lehrer	287
<i>Rudi Heidemann</i>	
Joachim Bauer: Lob der Schule. Sieben Perspektiven für Schüler, Lehrer und Eltern	291
<i>Marcelo Caruso</i>	
Susanne Weber/Susanne Maurer (Hrsg.): Gouvernamentalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation	294
 <i>Dokumentation</i>	
Pädagogische Neuerscheinungen	297

Hildegard Macha/Monika Witzke

Familie und Gender

Rollenmuster und segmentierte gesellschaftliche Chancen

Zusammenfassung: *Auf der Basis des aktuellen Forschungsstands und anhand der qualitativen Studie „Familienbiographien“ der Universität Augsburg wird im folgenden Beitrag die These einer bipolaren Rollenverteilung der Geschlechter aufgestellt. Es soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass tendenziell eine Balance von Familie, Beruf und Freizeit weder bei Müttern noch bei Vätern zu bestehen scheint. Konsequenzen daraus ergeben sich nicht nur in Form von Unzufriedenheit der Betroffenen und gesellschaftlichen Verlusten aktuell, sondern auch im Hinblick auf die Tradierung der Bipolarität der Geschlechterrollen für die Zukunft.*

Einleitung

Familie unter Genderaspekten zu betrachten ist ein aktuelles Thema, weil sich einige der Diskurse der Forschung wie Work-Life-Balance, Kinderlosigkeit oder Bevölkerungspolitik nur unter dieser Perspektive verstehen lassen. Das Ziel dieses Beitrags ist es, anhand einer empirischen Studie auf den Widerspruch im Geschlechterverhältnis aufmerksam zu machen, der zwischen dem Anspruch auf Partizipation und der tatsächlichen Verhaltensstarre (vgl. Beck/Giddens/Lash 1996) tradierter Geschlechterrollen besteht. Beide Geschlechter leiden an diesem Widerspruch, und er stellt auch eine große Belastung für die Familien dar. Angelika Wetterer (2003) spricht in diesem Zusammenhang von „rhetorischer Modernisierung“, der keine pragmatischen Lösungen in den Familien folgen. Auch Koppetsch und Burkhart (1999) benennen den Widerspruch zwischen traditionellem Verhalten der Geschlechter in Bezug auf die Arbeitsteilung in Familien und einem relativ offenen gesellschaftlichen Diskurs.

Dabei gilt es, die Familienforschung aus der Sicht der Genderforschung auf ihre Implikationen für Frauen und Männer kritisch zu hinterfragen. Die Balance von Familie und Beruf bleibt dabei im Focus, auch wenn heute Work-Family-Balance als Stichwort suggeriert, dass die Kinderfrage und die Arbeitsteilung alsbald gelöst werden können. Die Frage der Macht im Geschlechterverhältnis wird dabei jedoch weitgehend ausgespart (vgl. Macha 2006).

Die deutsche Debatte hat hier einige erstaunliche geschlechtstypische Spezifika im Vergleich zu anderen europäischen und außereuropäischen Ländern, die unter anderem aus der ideologischen Belastung des Dritten Reiches und dem Mythos der Kernfamilie in den 1950er Jahren herrühren (vgl. Vinken 2001). Dies zeigt sich zum Beispiel am Bild der Mutter: In Deutschland wird immer noch ausschließlich die Mutter als verantwortlich für Kindererziehung und familiäre Arbeit erklärt (vgl. BMFSFJ 2005). Im typischen dichotomen Rollenmodell der Geschlechter, das sich heute in entsprechend bipolaren Lebens- und Familienmodellen realisiert, finden sich die Relikte dieser Tradition. Frauen wählen in Deutschland überwiegend das Drei-Phasen-Modell, bei dem auf eine frü-

he Berufsphase eine Kinderpause in der Familie folgt, der sich dann eine zweite Berufsphase anschließt, zumeist in Form von Teilzeittätigkeit (vgl. BMFSFJ 2005). Die Folge ist, dass „für jede dritte Mutter die Familiengründung einen langfristigen Ausstieg aus dem Beruf bedeutet“ (ebd., S. 183). Die männliche Entsprechung findet sich im Male-Breadwinner-Prinzip, das den Mann als Hauptnährer der Familie betrachtet. Männer nehmen dagegen keine Familienplanung vor, in der sie eine aktive Rolle für sich vorsehen.

Das System der Zweigeschlechtlichkeit mit der patriarchalen Verteilung von Macht und Aufgaben (vgl. Hagemann-White 2006) wird als Normalmodell unterstellt und reproduziert. Trotz der Pluralität der Lebensformen überwiegt bei den Familien mit Kindern noch eine geschlechtstypische Rollenverteilung (vgl. BMFSFJ 2005). Eine hohe Rate der Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kindern wie in einigen europäischen Ländern ist in Deutschland heute noch nicht zu konstatieren (vgl. Bertram/Ehlert/Rösler 2005). Zum anderen ist das Thema Familie in Deutschland mit der politischen Vorstellung verbunden, die Kernfamilie leiste im privaten Bereich die Erziehung und Bildung von Kindern und sei dabei völlig autark. Das ist eine Ideologie, denn Familie ist genauso mit den gesellschaftlichen Normen und Realitäten verbunden wie alle anderen Institutionen auch. Sie kann die gewandelten gesellschaftlichen Lebensbedingungen nicht alleine verkraften. Familie hat aber in Forschung und Politik u.a. auf Grund der Entwicklung der demographischen Daten an Bedeutung gewonnen.

Ziel der feministischen Forschung ist es, die Reste überholter Normen und Erwartungen und die Hemmnisse für neue Rollen und Lebensmuster zu analysieren, zu dekonstruieren und den realen Möglichkeiten und Wünschen der Geschlechter anzupassen. Real haben Frauen und Männer bei weitem mehr Chancen für partnerschaftliche Vereinbarkeit, als sie bislang wahrnehmen. Gleichwohl hat sich ein „backlash“ für die Frauen und Männer in Bezug auf die Balance der Geschlechter und zwischen Beruf und Familie ergeben. Eine neue Frauenbewegung wird gefordert (vgl. *Der Spiegel*: Brandt u.a. 2006; *Die Zeit*: Gaschke 2006). Die Wechselwirkung von Gesellschaftsstrukturen und der individuellen Konstruktion von Geschlecht ist ein zentrales Thema des Feminismus; hier wird eine Repolitisierung gefordert (vgl. Rendtorff 2006) mit dem Ziel, für die veränderten Bedingungen der Geschlechter neue theoretische Analysen und politische Strategien zu formulieren.

Die erste These dieses Beitrags lautet, dass die Diskriminierungsstrukturen heute nicht mehr wie vor hundert Jahren vorwiegend im Bildungssystem liegen, sondern sich hauptsächlich auf zwei andere Felder verlagert haben: Zum einen auf die Familien und zum anderen auf den Arbeitsmarkt. Das bedeutet nicht, dass diese Fakten neu sind, sondern dass sich hier entgegen den tatsächlichen Möglichkeiten antiquierte Begrenzungen halten. Beide Felder sind wegen des Dilemmas der Vereinbarkeit von Familie und Beruf eng miteinander verknüpft. Frauen wählen entsprechend familiär vermittelter Geschlechterrollen, die die Segmentierung des Arbeitsmarkts mit einschließen, immer noch nur ein enges Spektrum an möglichen Berufen für ihre Ausbildung. Und später führen die Mechanismen der Exklusion dazu, dass sie in der Frage der Vereinbarkeit im Beruf wieder auf die Rolle der Hauptverantwortlichen für Kindererziehung und

Haushalt festgelegt und dadurch in ihren Berufsansprüchen zurückgeworfen werden. Oder sie verzichten auf Kinder. Die Aufstiegschancen im Beruf sind ebenfalls geschlechtstypisch segregiert und insbesondere bei den höchsten Statusgruppen erreichen nur wenige Frauen Spitzenpositionen. Es gibt sowohl strukturelle, berufsspezifische als auch personelle Gründe für diese Exklusion der Frauen.

Die zweite These dieses Beitrags ist, dass die Wurzeln für diese Tatsachen, neben strukturellen Bedingungen in der Gesellschaft, in den familiär vermittelten differentiellen Geschlechterrollen liegen, die als Spätfolgen die beschriebenen gesellschaftlichen Wirkungen auf dem Arbeitsmarkt unterstützen. Wenn auch Erziehung und Bildung sich in Bezug auf die Geschlechterrollen schon sehr stark gewandelt haben, so sind hier doch neue und alte Verhaltensbarrieren erkennbar, die eine empirisch belegbare Veränderung verhindern. Generell gibt es heute keine sehr unterschiedlichen Bedingungen für die Geschlechter im Bildungssystem mehr. Hier schneiden die Mädchen bei den Leistungen und den Schulabschlüssen im Vergleich zu den Jungen mittlerweile besser ab. Aber verdeckte Mechanismen der Entmutigung wirken hemmend auf die beruflichen Chancen der Frauen.

Im ersten Teil unseres Beitrags werden wir den Forschungsstand zum Thema Familie und Geschlecht knapp zusammenfassen und im zweiten Teil aus einem laufenden Forschungsprojekt Daten zu Geschlechterrollen, Arbeitsverteilung und Lebensplänen in Familien darstellen. Hier kann man die Wirkung der weit verbreiteten bipolaren Lebensmodelle auf Frauen, Männer und Kinder in der Mittelschicht nachvollziehen. Diese qualitative Studie stellt eine interessante Ergänzung zu den großen repräsentativen Familienuntersuchungen insofern dar (vgl. Bertram/EhlertRösler 2005), als sie die „Innensicht“ von Familie (vgl. Macha 2004a) und die erlebten Folgen der gewählten Lebensmodelle abbildet.

1. Familie und Geschlecht: Forschungsstand

Der Forschungsstand aus ganz unterschiedlichen Forschungsbereichen zum Thema Familie und Geschlecht kann wie folgt zusammengefasst werden:

Familie ist im heutigen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs immer mehr zu einem demographischen und demoskopischen Gesellschaftskörper geworden. Die Erziehungs- und Bildungsdimension von Familie, die wesentlich von Liebe und Zuneigung getragen wird, spielt in diesem Diskurs eine geringe Rolle. Dass Kinder einen emotionalen Reichtum für Eltern, Familie und Gesellschaft und ein sowohl individuelles wie auch ein familiäres Glück darstellen können, wagt heute nur noch selten jemand auszusprechen; eine Ausnahme bildet die „Kommission Familie und demographischer Wandel“ der Robert Bosch Stiftung (2005).

Hans Bertram (1995) und Peter Büchner (1991) haben übereinstimmend die typische Erziehungspraxis in Familien heute als „Verhandlungshaushalt“ beschrieben. Eltern setzen Regeln, aber sie verhandeln mit den Kindern darüber. In diesem Rahmen beschreiben Büchner und Brake (2006) den Vermittlungsprozess von kulturellem und

sozialem Kapital. Der Lernhabitus (vgl. Herzberg 2004) und die Reziprozität der Interaktion (vgl. Gerris/Grundmann 2002) werden untersucht.

Begriffe im Umfeld der Familie sind im Feminismus lange diskutiert worden, aber es gibt kaum erziehungswissenschaftliche Forschung mit Geschlechterrelevanz von einem feministischen Standpunkt aus. Micus-Loos und Schütze (2004) haben anhand der Studien von Helga Krüger, Claudia Born und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) gezeigt, dass von einer grundlegenden Strukturveränderung der Familie durch die reale Berufstätigkeit der Frauen nicht gesprochen werden kann. Die Familie ist demnach zu einem Ort von Aushandlungsprozessen in Bezug auf die familiäre Arbeitsteilung und die Ernährerrolle zwischen den Partnern geworden. Gleichwohl kommen die Autorinnen zu dem Schluss, dass sich grundlegende Aspekte der gesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeit in Familien reproduzieren (vgl. Micus-Loos/Schütze 2004). In den Mittelschichtfamilien unserer Studie wird hingegen wenig verhandelt (siehe 2.2.). Auch Jutta Ecarius (2003) und Helga Bilden und Bettina Dausien (2006) haben die geschlechtstypischen Bedingungen von Frauen und Männern in Familien in der Generationenfolge untersucht.

Aus der Sozialisationsforschung ist bekannt, dass in Familienbiographien in den je wechselnden Phasen der Familie unterschiedliche Gestaltungsaufgaben wahrzunehmen sind (vgl. Raithel 2005; Böhnisch 1997). Mädchen und Jungen finden hier bei aller Annäherung doch immer noch relativ disparate Bedingungen vor, die sie einseitig auf ihr Leben vorbereiten. Geschlechtstypische Spielzeuge, Attribuierungsmuster oder auch konkrete Rollen sind immer noch, wenn auch in gravierend unterschiedlicher Ausprägung, Ergebnis der Familienerziehung und des Bildungssystems (vgl. Rendtorff 2006). Im Rollenwandel der Geschlechter in den letzten Jahrzehnten sind hier zwar manche Gewissheiten der patriarchalen Familie ins Wanken geraten, aber, wie unlängst eine Reporterin des Spiegel schrieb, es ist nur eine „halbe Emanzipation“ gelungen, die andere Hälfte bleibt noch zu tun, auch und vor allem, weil junge Frauen die Notwendigkeit dazu nicht mehr erkennen können (vgl. Brandt u.a. 2006). Zu viel Gleichheitsideologie und Rhetorik der erreichten Chancen für Frauen ist ihnen vermittelt worden, als dass sie noch die scharfen Konturen der gesellschaftlichen patriarchalen Interessen und Ideologien dahinter wahrnehmen könnten. Aufklärung und Erkenntnis über die Interessen der Politik und Wirtschaft zur Entlarvung von Ideologie lautete der Schlachtruf der 1970er Jahre, an den man heute erinnern möchte.

Familienforschung unter Einbeziehung von Gender-Aspekten ist heute der Normalfall der sozialwissenschaftlichen Forschung. Aber feministische Bezüge fehlen weitgehend und damit auch eine gesellschaftskritische Analyse der Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen.

In einer erziehungswissenschaftlichen Erkenntnisperspektive sind Familien der erste Ort, an dem durch Erziehung und Bildung auch die Risiken und Chancen der Geschlechter „verteilt“ werden. Das ist in dem Sinne zu verstehen, dass in der Familienerziehung und -bildung Rollen, Normen und Regeln gelten, die für Kinder den ersten maßgeblichen Handlungsrahmen bilden. Gesellschaftliche Rollen werden hier geschlechtstypisch und schichtbezogen an Kinder herangetragen und entfalten ihre Definitionsmacht im Konstruktionsprozess der Individuen. Die Kraft der Bilder und My-

then, der Metaphern und direkten Einflussnahmen in der Familie wirken direkt und indirekt und vor allem unbewusst als Vorbild für die geschlechtstypische Identität. Aus der Forschung zur Entwicklung der Geschlechtsidentität von Sandra Bem (1993) und Hanns-Martin Trautner (2003) gibt es Ergebnisse, dass die Handlungsmodelle, die die Eltern vorleben, weitaus mächtiger in ihrer Vorbildfunktion sind als ihre bewussten Werte und Normen. Ein Vater, der spült und putzt, hat eine weitaus bessere egalitäre Wirkung auf die Rollenmodelle der Kinder als einer, der von Gleichheit als Wert nur redet. An anderer Stelle wird von einem „Risikomodelle der geschlechtsspezifischen Erziehung“ gesprochen (vgl. Macha 2004a, S. 48; Raithel 2005, S. 14 ff.), bei dem Risiken und Chancen der Geschlechter gegeneinander abgewogen werden. Andere Sozialisationsinstanzen wie Peers und Verwandte, Bekannte und die Akteure im Bildungssystem ergänzen und revidieren dieses familiäre Erziehungsgeschehen.

Der Elitelforschung entnehmen wir, dass Mädchen und Frauen im Bildungssystem und in der Familie lernen, eher niedrige Ansprüche und Erwartungen an ihre private und berufliche Zukunft zu stellen (vgl. Heller 1990, Solzbacher/Heinbokel 2002; Macha 2004b). Die Attribuierungsmuster der Geschlechter divergieren im Durchschnitt: Mädchen werden tendenziell auf Misserfolgsorientierung hin erzogen, Jungen hingegen auf Externalisierung von Misserfolg und Internalisierung von Erfolg (vgl. Heller 1990). Hochbegabte Mädchen erhalten weniger Elitebildung und Förderung als Jungen (vgl. Macha 2004b). Jungen und Männer lernen hingegen, höchste Ansprüche an ihre berufliche Zukunft zu stellen, jedoch kaum Strategien für und Erwartungen an Familienmodelle und Vereinbarkeit, sie werden einseitig auf Erfolgsorientierung hin erzogen.

Risiken von Frauen für den Beruf als Spätfolgen der familiären Erziehung und Bildung sind aufgrund der neueren Sozialisationsforschung folgende: Sie durchleben eine doppelte Vergesellschaftung, sie werden für familiäre und auch berufliche Rollen sozialisiert (vgl. Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984; Hagemann-White 2006). Sie lernen aber weniger, hohe berufliche und private Ziele für sich zu definieren und strategisch einzufordern (vgl. Mayrhofer/Meyer/Steyrer 2005). Mädchen wählen aus einem engen Spektrum der Berufsfelder ihren Beruf aus. Sie erwerben im Durchschnitt eine weniger ausgeprägte Führungsmotivation (vgl. Heller 1990; Knapp/Wetterer 2003; Mayrhofer/Meyer/Steyrer 2005) und lernen kaum angemessenen Strategien für den Berufsaufstieg. Sie sind in Bezug auf berufliche Erfolgskriterien unsicher (vgl. Mayrhofer/Meyer/Steyrer 2005). Ihre Fähigkeit, mit beruflicher oder privater Kritik sachlich umzugehen, ist unterentwickelt. Solidarität und Netzwerkarbeit der Frauen untereinander sind zu wenig ausgebildet (vgl. Babcock/Laschever 2003). Es liegt eine mangelnde Kommunikationsdichte im Beruf vor (vgl. Mayrhofer/Meyer/Steyrer 2005). Mädchen und Frauen führen Machtspiele auf der homosozialen Ebene durch, verdeckte Aggressionen gegen das eigene Geschlecht ersetzen eine offene Auseinandersetzung (vgl. Simmons 2003).

Babcock und Laschever (2003) bringen einen weiteren Aspekt in die Debatte ein. Sie erarbeiten am Begriff „Negotiation“ und seinen unterschiedlichen geschlechtstypischen Konnotationen die – sozialisierten – Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Negotiation wird als Verhandeln, Aushandeln, als kollaborativer Prozess im Ringen um die Erfüllung von Bedürfnissen und Wünschen in Familie und Beruf bezeichnet, um die

besten Lösungen für anstehende berufliche Probleme zu finden (vgl. Babcock/Laschever 2003).

„Woman don't ask for raises and promotions and better job opportunities. [...] [W]omen are much less likely than men to use negotiation to get what they want" (Babcock/Laschever 2003, S. ix).

Zusammenfassend kann man Babcock so interpretieren, dass Frauen beim Erreichen von Zielen eher passiv sind. Sowohl was das Formulieren hoher beruflicher Ziele angeht als auch beim Erreichen von wünschenswerten und sinnvollen Etappen im Beruf setzen sie sich weniger hohe Ziele und bringen oft wenig Energie für das Erreichen der Ziele auf. Sie verdienen im Durchschnitt weniger als Männer, weil sie weniger Geld verlangen und fordern auch zu wenig an besseren Arbeitsbedingungen, Verantwortung und Chancen.

Für Männer kann man Risiken und Chancen der Familienerziehung dagegen wie folgt zusammenfassen: Sie werden einseitig auf den Beruf hin sozialisiert und erhalten kaum Strategien für private Lebensmodelle und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Männer lernen berufliche Strategien des Berufsaufstiegs, aber wenige Möglichkeiten der Gesundheitsprävention. Sie werden bei hoher Begabung in der Schule eher intensiv gefördert. Gefühle wie Trauer oder Schmerz werden aber eher ignoriert, wodurch sie lernen, nur aktive und aggressive Gefühle wahrzunehmen und andere zu ignorieren (vgl. Macha 2004b, 2006).

2. Familienbiographien: Geschlechtstypisch segmentierte Rollen in Mittelschichtfamilien

Anhand einer laufenden qualitativen, explorativen Studie mit dem Titel „Familienbiographien“ werden u.a. Lebensmuster, Erziehungspraktiken und Reziprozität in Familien an der Universität Augsburg untersucht, wobei in diesem Beitrag in erster Linie eine auf Genderaspekte fokussierte Betrachtung erfolgen soll. Familienbiographien werden hier definiert als Ko-Konstruktionen, also als gemeinsame Entwicklungsprozesse der Familienmitglieder (vgl. Fiese/Spagnola 2005). Diese Interferenzen können Kohärenz ergeben, im Sinne einer gemeinsamen Schnittmenge von Erfahrungen, Werten und Verhaltensweisen.

Den theoretischen Bezugsrahmen unseres Projekts (vgl. Macha/Witzke 2008a) stellen makrosoziologische Gesellschaftstheorien, nämlich die Theorie der Praxis von Bourdieu (1976), die Strukturierungstheorie von Giddens (1997), die Theorie der Reflexiven Moderne von Beck, Lau u.a. (2004) und die Analyse zum Informationszeitalter von Castells (2002) dar. Diese Theorien versuchen wir auf die Mikroebene der Familie zu applizieren und miteinander zu verbinden (vgl. dazu Macha/Witzke 2008a).

Forschungsfragen sind beispielsweise, wie man mit den veränderten Bedingungen der Geschlechter umgeht und die Geschlechterrollen definiert und wie Lebensansprüche und Wünsche miteinander vereinbart werden. Nach Hinweisen auf Werte, Ziele und Normen von Eltern wird gesucht und die Formulierung und Durchsetzung von

Regeln erfasst. Rituale der Erziehungspraxis und die Definition von Rollen für Frauen, Männer und Kinder werden erforscht.

Hierzu wurden im Sommer 2005 18 „vollständige“ Mittelschichtfamilien aus Bayern und Baden-Württemberg mit insgesamt 57 Personen befragt. Das Durchschnittsalter der Eltern lag zum Befragungszeitpunkt bei 40 Jahren, das der Kinder bei 8,4 Jahren. Das Sample der Eltern besteht aus 7 Hausfrauen, 2 „Hausmännern“, 11 berufstätigen Frauen, davon 3 in Vollzeit beschäftigt, und 16 berufstätigen Männern. Familien der Mittelschicht haben aus finanziellen Gründen eher als untere Schichten die Möglichkeit, Lebensmodelle frei zu wählen. Die Wahl fällt dabei vorrangig auf die bereits dargestellten Modelle, das Male-Bradewinner-Modell bei Männern und das Drei-Phasen-Modell bei Frauen; so auch in unserer Studie. Die Folgen der bipolaren Modelle für Frauen, Männer und Kinder sollen hier anhand von Daten aus der empirischen Studie „Familiobiographien“ näher beleuchtet werden.

2.1 *Design der Untersuchung*

Das Design unserer Untersuchung besteht aus drei methodischen Settings:

Auf der narrativen Ebene werden das Kohärenzgefühl sowie Ko-Konstruktionen, Werte, Regeln und Rollen der Familienmitglieder untersucht. Instrument dieser Ebene ist ein Interviewleitfaden mit narrativen Elementen (vgl. Ricoeur 1991, 1996; Keupp u.a. 2002; Lucius-Hoene/Deppermann 2002; Kraus 2000; Fiese/Spagnola 2005). Die Eltern werden auf dieser Ebene auch nach der Tradition und den Erfahrungen in der Herkunftsfamilie gefragt, so dass ein intergenerationaler Vergleich ermöglicht wird. Insofern erlauben die Daten auch Rückschlüsse auf die Bildungsgenese der Eltern selbst und ihre Entscheidungen im Lebenslauf, die wiederum unter anderem durch die Werte und Normen ihrer eigenen Eltern motiviert sind. So ergibt sich ein Geflecht von Normen und Werten über drei Generationen hinweg, so dass die Einflüsse, Reaktionen und Veränderungen bei der mittleren Generation deutlich werden.

Auf der alltagspraktischen Ebene werden, wie auf der narrativen Ebene auch, Werte, Regeln und Rollenverteilung der einzelnen Familienmitglieder untersucht. Während es sich bei der narrativen Ebene um ein Erzählen über diese Aspekte handelt, wird nun auf der alltagspraktischen Ebene indirekt auf diese geschlossen anhand der Deskription von drei zentralen Familienritualen durch die Familienmitglieder. Bei den Ritualen handelt es sich um das Einnehmen von Mahlzeiten, das Schlafengehen des Kindes und dessen Sanktionierung bei Regelverstößen, die im Rahmen von Leitfadeninterviews erhoben werden. Die Regeln und Erziehungspraktiken werden erfragt und der Konsens bzw. Dis-sens zwischen den Eltern, bzw. zwischen Eltern und Kindern beleuchtet.

Auf der materiellen Ebene unseres Designs untersuchen wir die Äußerungen von Werten, Regeln und der familiären Alltagspraxis in der materiellen Umwelt der Familie. Instrument der Erhebung sind photogestützte Interviews zu den szenisch-materiellen Arrangements des Erziehungsalltags, den Möbeln und der Ausstattung (vgl. dazu auch Brake 2006; Wuggenig 1991). In Wohnzimmer, Küche und Kinderzimmer werden von

Eltern pädagogisch sinnvolle bzw. weniger sinnvolle Einrichtungsgegenstände und von Kindern positiv bzw. negativ besetzte Objekte fotografiert und zeitnah Interviews zur Bedeutung der Fotos durchgeführt.

Die Triangulation der drei Methoden und die inhaltlich parallele Befragung von Müttern, Vätern und Kindern ergeben insofern Sinn, als hier von drei unterschiedlichen Blickwinkeln die Familien untersucht und im Schnittpunkt der drei Datensätze Interferenzen und Hinweise auf Familienbiographien sichtbar werden. Weiterhin werden sozio-ökonomische Daten der Befragten mittels eines Fragebogens erhoben, um die Stichprobe einordnen und die Daten angemessen interpretieren zu können (vgl. Abbildung 1).



Abb. 1: Überblick über die Triangulation der Erhebungsinstrumente des Projekts „Familienbiographien“

Die Interviews werden in Anlehnung an Mayring (2002) computergestützt inhaltsanalytisch ausgewertet, die Ergebnisse gewichtet und gegensätzliche Einzelfälle ausgewählt. Die Schichtzugehörigkeit wird nach dem „Erikson-Goldthorpe-Portocarero-Modell (EGP) in der Aufbereitung durch Ganzeboom und Treiman (1996) klassifiziert.

Auf die methodischen Einzelheiten soll hier im Folgenden nicht vertieft eingegangen (vgl. dazu Macha/Witzke 2008b), sondern vielmehr erste Ergebnisse der Interviews zu Narrationen und Ritualen sowie die fotogestützten Befragungen von Eltern und Kindern vorgestellt werden. Dabei wird auf Kohärenz, Kongruenz sowie auf Differenz und Dissens innerhalb einer Familie und im Generationenvergleich vor allem in Bezug auf die Geschlechter fokussiert, sowie auf Übereinstimmungen zwischen den 18 Familien im interfamiliären Vergleich.

Die Größe der Stichprobe der Studie erlaubt keine verallgemeinerbaren Aussagen zum durchschnittlichen Verhalten von Familien der Mittelschicht in Bezug auf Work-Life-Balance, sondern nur, geschlechtstypische Mechanismen der Lebenslaufentscheidung in Mittelschichtfamilien bei Eltern und Kindern fallanalytisch nachzuzeichnen und Kohärenz und Dissens bezüglich der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen aufzuspüren. Die Bedeutung der Daten liegt darin, dass die großen quantitativen Studien (vgl. z.B. BMFSFJ 2005) hier aus der „Innensicht“ von Familie ergänzt und vertieft werden können. Das individuelle Erleben von Vätern, Müttern und Kindern, das die Bedingungen von Familie heute begleitet, wird greifbar und Ko-Konstruktionsprozesse in Familien mit ihrer gesellschaftlich vorgegebenen Struktur zeichnen sich ab.

2.2 Auswertung der empirischen Daten: Das Leiden der Geschlechter

Die Probanden äußerten großes Interesse an der Fragestellung und betrachteten die Untersuchung häufig als Chance, über ihre Familie zu reflektieren. Entgegen anderen Erfahrungen aus Interviewstudien (vgl. z.B. Macha u.a. 2000) erörtern die befragten Väter die Frage der Narrationen, Metaphern und Normen bei weitem ausführlicher und reflektierter als die Mütter. Diese greifen das Angebot eher so auf, dass sie konkrete Geschichten zur Familie erzählen. Kinder sind mit diesen Fragen altersentsprechend manchmal überfordert, tragen aber stattdessen Geschichten und/oder gemalte Bilder bei, die ebenfalls ausgewertet werden.

Im Folgenden wird ein Überblick über erste Ergebnisse gegeben, wobei vorrangig die Kategorie Geschlecht im Focus stehen soll:

Partizipation als Erziehungshaltung

Bei der Mehrheit der befragten Familien findet man eine Erziehungshaltung, die den von Büchner und Ecarius beschriebenen „Verhandlungshaushalt“ neu akzentuiert. Diese Akzentuierung, die wir unter dem Begriff „Partizipation“ fassen (vgl. BMFSFJ 2005; Macha/Witzke 2008a), äußert sich nach den Daten der Studie in einer Erweiterung der Reziprozität in Bezug auf folgende Aspekte:

- Eltern sind bereit, von ihren Kindern zu lernen. Dies wird vor allem im Hinblick auf Wahrnehmungen des Alltags und von anderen Menschen zum Ausdruck gebracht, z.B.: „[...]also dass man da seinen Horizont erweitert und bestimmte Sachen und Interessen die halt vom Kindertyp anders sind als die eigenen, dass man dafür auch noch mal einen Blick bekommt, sei es jetzt andere Sportarten oder sei es Dinge, Bücher zum Lesen oder neue Spiele, die man so als Erwachsener gar nicht an die gedacht hätte oder kennen gelernt hätte also kann man extrem viel von den Kinder lernen.“ (Interviewnummer 09, 82)

- Das Verhalten der Eltern wird von den Kindern thematisiert, von den Eltern daraufhin erklärt und ggf. auch als fehlerhaft eingestanden. Bereits bei Du Bois-Reymond (1994, S. 144) ist davon die Rede, dass Eltern im Verhandlungshaushalt ihren Kindern gegenüber ihre Haltungen und Forderungen explizieren und legitimieren müssen. In der Studie „Familienbiographien“ wurden Anhaltspunkte gefunden, dass Eltern sich z.T. sogar Maßregelungen durch Ihre Kinder gefallen lassen:
„Interviewer: Gibt es denn auch etwas, das deine Eltern von dir lernen können? Oder hast du deinen Eltern schon einmal etwas beigebracht?
Kind: Nein. Doch, dass man Kinder auch nicht hauen soll.
Interviewer: Wie hast du das ihnen denn beigebracht? Gab es da eine Situation?
Kind: Da hat meine Mama mich gehauen und hat gesagt, jetzt gehst du aber in dein Zimmer, und dann hab ich gesagt, Mama, du sagst aber auch, wir sollen nicht hauen. Dann lässt du es auch. Dann hat sie es gelassen.“ (Interviewnummer 91, 119ff.)

Weiterhin zeigen sich Merkmale des Verhandlungshaushaltes (vgl. dazu Du Bois-Reymond 1994):

- Enge emotionale Bindungen, große emotionale Offenheit und zärtliche Körperkontakte,
- wachsende Integration der Kinder in Entscheidungen der Eltern, zum Beispiel bei der Freizeitgestaltung und bei den Geschmacksfragen der Einrichtung der Wohnung,
- Zentrierung auf das Kind, die sich v.a. im Ermitteln und intensiven Fördern seiner Interessen und Begabungen äußert.

Die neue Akzentuierung des Verhandlungshaushalts stellt zum einen eine Chance für Kinder dar, ernst genommen und angemessen in ihren Begabungen erkannt und gefördert zu werden. Zum anderen ist die altersentsprechende Distanz zwischen den Generationen zu einem Teil geschwunden und es muss befürchtet werden, dass Kinder hier überfordert werden.

Verantwortung für Erziehung und Haushalt

Die Erziehungsverantwortung im Alltag der 18 Familien liegt trotz guter beruflicher Ausbildung nahezu ausschließlich bei den Müttern, sogar dann, wenn die Väter im Einzelfall zeitweise die Rolle des „Hausmanns“ übernehmen. Eine der zwei befragten Mütter, deren Partner ohne Beruf bei den Kindern zu Hause ist, äußert sich z.B. wie folgt:

„Ich bin die, die das Geld ran bringt. [...] mein Mann ist eher für den Sohn zuständig, was aber nicht heißt, dass ich jetzt sagen würde, er ist für die Erziehung zuständig.“ (Interviewnummer 16, 251ff.)

„[...] also immer wenn ich von der Arbeit komme, bin ich halt auch gleich sofort für den Sohn zuständig, damit mein Mann möglichst viel an seiner Dissertation arbeiten kann [...].“ (ebd., 29)

Die befragten Mütter gehen meist einer Halbtags­tätigkeit nach und haben die Perspektive einer eigenen Karriere aufgegeben. Dies entspricht dem Forschungsstand (vgl. BMFSFJ 2005). Die Mütter unserer Studie haben die Haushaltsorganisation mit Planen, Einkaufen und Kochen in fast alleiniger Verantwortung inne.

„Ich würde sagen, dass ich eigentlich alle Aufgaben habe, die hier mit Haus und Kindern zu tun haben, weil ich ja eben alleine bin den ganzen Tag. Ich bin schon auch diejenige, wo ein Stück das Ganze [...] am Laufen hält.“ (Interviewnummer 92, 91f.)

Väter helfen bisweilen im Haushalt, kochen auch manchmal, aber sie tragen nicht gleichberechtigt die Verantwortung für die familiäre Arbeit.

Verantwortung für Erziehung bedeutet in diesen Familien auch, dass Mütter durchweg die Regeln festsetzen, die Aufgabe der Disziplinierung im Alltag innehaben, und sich für die Konsequenz in der Einhaltung der Regeln verantwortlich fühlen. Die Regeln für die Rituale des Essens, Zu-Bett-Gehens und Sanktionierens werden in den 18 untersuchten Familien weitestgehend von den Müttern festgelegt und ihre Einhaltung überwacht. Väter haben sich aus diesem normativen Feld eher zurückgezogen, sogar die Hausmänner, und überlassen dieses Feld den Müttern. Die Mutter wird also zur normativen Instanz, die Werte in Regeln umsetzt und mit Sanktionen für die Einhaltung sorgt. Im Erleben der Mütter stellt dies eine emotionale Last dar:

„Ja ich hab grad hier die undankbare Rolle, dass ich immer diejenige bin die halt wie gesagt relativ viel rummeckern muss. Und wo dann oft der Papa halt der Gute ist und die Mama diejenige ist, die immer meckert.“ (Interviewnummer 06, 14f.)

Es besteht nach unseren Daten auch ein Dissens in Bezug auf den Grad der Regulierung in den Familien: Väter plädieren hier eher für einen lockeren Umgang mit Sanktionen, Mütter achten eher strikt auf die Befolgung. So äußert sich eine Mutter wie folgt:

„Also ich bin eher dafür auch mal, ich bin sicherlich nicht streng im Vergleich zu anderen Eltern, aber im Vergleich zu meinem Mann bin halt ich die strengere [...]. Und also ich eben, persönlich auch das Gefühl habe, dass ich die Einzige bin, die diesen Gegendruck macht und dass ich natürlich immer die Böse in Anführungszeichen bin.“ (Interviewnummer 16, 72f.)

Die Mehrheit der befragten Mütter äußert zum ersten Zweifel an der Berechtigung ihrer selbst gesetzten Regeln, zum zweiten Verzweiflung an der emotionalen Ambivalenz, die

sie durch diese Rolle bei den Kindern auslösen und zum dritten ein schlechtes Gewissen wegen der Doppelbelastung der berufstätigen Frauen. Schon in den 70er Jahren wurde auf die Ambivalenz zwischen Disziplinierung und emotionaler Versorgung hingewiesen und die negativen Folgen für Mütter. Hier hat sich bei aller Wandlung der Familie offenbar noch nicht viel verändert (vgl. Chodorow 1994; Macha 2004a).

Die Väter profitieren in Bezug auf Ambivalenz von der Distanz zur Familie, die durch die Berufstätigkeit bedingt ist. Der Vater ist am Abend durch das Zu-Bett-Bringen und in der Freizeit durch Aktivitäten mit Spaßfaktor in seiner emotionalen Bedeutung für die Kinder weniger belastet.

Auffallend ist, dass die Hausfrauen ohne Beruf ihre Kinder nicht an der familialen Arbeit beteiligen und dies auch offensiv als Erziehungsziel vertreten in dem Sinne, dass die Kinder ohne Pflichten aufwachsen und es „einfach nur schön haben sollen“ (vgl. auch BMFSFJ 2005). Hier besteht ein Widerspruch zu dem geschilderten strikten Einfordern von Regeln.

Die Rolle der Frauen

Die Mütter sehen sich nach eigenen Angaben als „Manager der Familie“, als „Stützpunkt für die Kinder“, als Hauptverantwortliche für Haushaltsorganisation, als Einkäuferin, Köchin, Putzhilfe, als Hilfslehrerin, Diszipliniererin, „Frustauffängerin“, Chauffeurin der Kinder zu Hobbykursen, Förderin der Begabungen der Kinder, als Verantwortliche für die Einhaltung der Regeln, als Verantwortliche für die Schulleistungen der Kinder und ihrer Gesundheit. Diese divergenten Anforderungen führen zu hohem Druck und Gewissensbissen:

„Das ist nämlich das nächste Problem, das man als Frau immer schlechtes Gewissen hat, wenn man immer was macht oder so, für sich selber.“ (Mutter, Interviewnummer 02, 180)

In Übereinstimmung mit dem geschilderten Forschungsstand stellen die befragten Mütter der Studie hohe Ansprüche an ihre Erziehungsstandards und die Förderung der kindlichen Begabungen. Hier setzen sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Kinder unter großen Erfolgsdruck.

In den befragten Familien gibt es ausschließlich „starke Frauen“ mit guter Berufsausbildung, die selbstbewusst wirken. Sie setzen die Regeln für die Familie fest, sie fördern die Begabungen der Kinder, und keine von ihnen versteckt sich hinter der Autorität des Mannes, sondern sie üben selbst Autorität aus. In der „Partizipationsfamilie“ hat bei den Frauen ein Emanzipationsprozess in Bezug auf die normativen Direktiven des Erziehungsalltags eingesetzt. Dennoch bleibt es häufig nur eine „halbe Emanzipation“ (Brandt u.a. 2006). Diese Frauen haben sich zwar gegenüber den Männern emanzipiert im normativen Setzen von Regeln für die Familie und in der Fürsorge für andere; hier haben sie zum Teil höhere Ansprüche als die Generation ihrer Mütter.

Tendenziell niedrige Ansprüche bleiben jedoch für die Frauen selbst, ihre private Lebensplanung und ihre beruflichen Wünsche. Sie äußern übereinstimmend, ohne bewusste Planung und Perspektive für ihr privates Leben in die Rolle der Mutter nach der Eheschließung „hineingerutscht“ zu sein.

Die Mütter der Studie geben an, ihren Lebensweg bisher nicht bewusst reflektiert zu haben und machen keine Angaben zur Wahl der Lebens- und Familienmuster und zu alternativ möglichen Lebenswegen. Niedrige Ansprüche haben sie an sich selbst und, trotz häufig hohen beruflichen Ausbildungsstandes, an ihre berufliche Entwicklung. Die Daten der Interviews der narrativen Ebene deuten darauf hin, dass dieser Verzicht wiederum Folge der eigenen Erziehung in der Herkunftsfamilie ist. Zwar haben die eigenen Eltern sie zu einem Studium oder einer guten Ausbildung ermutigt, aber dann sind sie alleingelassen mit der Frage der Vereinbarkeit. Es gibt auch keine Kommunikation mit dem Partner zu dieser Frage.

Die eigene negative Einschätzung in Bezug auf ihre Erziehungsbemühungen trotz aller Anstrengungen zeigt eine Misserfolgsorientierung, die diesen Frauen kaum noch Kraft lässt, ihre Lage zu reflektieren und Alternativen zu erwägen. So scheitern die Mütter ständig an ihren überhöhten Ansprüchen.

Die Rolle der Väter

Die Väter unserer Studie haben im Hinblick auf den familiären Bereich weniger Rollen inne. Diese sind neben der Haupternährerrolle die Rolle desjenigen, der die Begabungen der Kinder fördert und zum Teil hohe Ansprüche an Leistung hat, zum Teil des „Schulbehüters“, der mit Lehrern im Konfliktfall verhandelt, und des Geschichtenerzählers bzw. -Vorlesers am Abend bei der Zeremonie des Zu-Bett-Bringens. Väter spielen mit den Kindern in der Freizeit am Abend oder wenn sie am Wochenende Zeit haben und sind dadurch begehrt und beliebt. Sie leiden oft unter ihrer Stellung als beliebter Außenseiter, aber sie sind mit wenigen Ausnahmen im Male-Breadwinner-Prinzip gefangen. So antwortet beispielsweise ein Proband auf die Frage nach dem idealen Vater:

„Auf jeden Fall sollte er mehr Zeit haben als ich für die Familie, für die Kinder. Ob man das anders gestaltet, die Einkommenssituation aufteilt, ob das Sinn macht weiß ich nicht, [...]. Hab ich aber auch nicht kennen gelernt.“ (Interviewnummer 09, 138ff.)

Die befragten Väter formulieren, dass sie die beruflichen Belastungen in ihrer Einseitigkeit mit niemandem teilen können und dass niemand versteht, dass sie all ihre Kraft für die Familie einsetzen. Hieraus ergibt sich für Väter eine Einsamkeit, die sich auch in früheren Forschungen gezeigt hat (vgl. Fthenakis 1999).

Komplementäre Probleme der Geschlechterrollen in der Familie

Sowohl die Mütter also auch die Väter der befragten Mittelschichtfamilien leiden nach eigenen Angaben unter der bipolaren, ungleichgewichtigen und komplementären Ko-Konstruktion ihrer Geschlechterrollen.

Die gewählten Lebensmodelle weisen eine Polarität auf, die Verteilung der Aufgaben und Lasten ist geschlechtstypisch. Verständigung über die Rollen von Vätern und Müttern scheint selten stattzufinden. Falls Frauen und Männer damit zufrieden wären, wäre die Erziehungswelt in Ordnung, aber sie sind es beide nicht. Beide Geschlechter leiden geschlechtstypisch und aus bipolar entgegengesetzten Gründen, denen die Einseitigkeit der Rollenverteilung zugrunde liegt. Beide, Mütter und Väter, leben einseitig aufgrund von verengt wahrgenommenen und freiwillig umgesetzten Normen und freiwilliger, aber oft unbewusster Entscheidung. Männer wählen die Ernährerrolle in Unkenntnis einer Alternative und tragen freiwillig die Last der einseitigen finanziellen und beruflichen Belastung. Sie leiden einsam, aber sie kennen keine alternativen Lebensformen und fordern sie nicht ein. Das Leiden der Väter bezieht sich auf die Last der alleinigen Verantwortung für das Einkommen der Familie, auf die Außenseiterstellung innerhalb der Familie und die Distanz zu den Kindern im Familienalltag. Sie reflektieren ihre eigene Erfahrung mit abwesenden oder ablehnenden Vätern und formulieren sehr stringent ihre Wünsche nach mehr Nähe zu den Kindern und der Familie. Sie verfügen jedoch nicht über Strategien für eine bessere Vereinbarkeit und eine Aufteilung der Rollen.

Die Mütter unserer Untersuchung wählen überwiegend das Drei-Phasen-Modell trotz der Kenntnis von alternativen Lebensmodellen und tragen freiwillig die Last der überbordenden Verantwortung für Haushalt, Organisation, Kindererziehung und Beruf. Das Leiden der Mütter bezieht sich auf die Vielfalt der aufgeladenen Rollen und Normen, ihre emotional ambivalente Rolle des Disziplinierens und die geringen beruflichen Möglichkeiten, die ihnen die Rollenverteilung bietet. Sie können sprachlich ihr Leiden und ihre Wünsche formulieren, aber sie verfügen nicht über Strategien, sie einzufordern.

Das Leiden ist somit nicht auf ein Geschlecht bezogen, sondern in dem überwiegend gelebten Familienmodell leiden beide Partner. Die Fesseln des Faktischen sind sehr stark. Wenige Probanden der Studie ändern etwas. Eine Mutter studiert und geht halbtags in den Beruf. Ein Mann ist zeitweise bewusst Hausmann und genießt es.

3. Schluss

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass durch die bipolaren Geschlechterrollen die Ko-Konstruktion in Familien nicht in der Balance ist. Das hierarchische System von Differenzen wird von Müttern und Vätern aufrechterhalten. Das, was weiblich ist, kann nicht männlich sein.

Trotz der erreichten Partizipation fehlen auf drei Ebenen Austausch und konkrete Planung der Eltern für ein besser gelingendes (Familien)Leben, bei dem sowohl Mütter als auch Väter profitieren:

- Wünsche und Lebensziele für das individuelle Leben
- Berufliche Ziele und Strategien der Umsetzung
- Familiäre Lebensgestaltung

Die Defizite bei den Müttern der Untersuchung liegen in der mangelnden Lebensplanung und in dem mangelnden Austausch über berufliche Lebensziele und individuelle Wünsche, die beispielsweise die Freizeitgestaltung betreffen, so dass hierüber mit dem Partner nicht verhandelt wird. Individuelle Ansprüche werden zurückgestellt, der Care-Aspekt der Bedürfnisbefriedigung für andere überwiegt.

Bei den Vätern sind keine Strategien für die familiäre Lebensplanung vorhanden, hingegen ganz genaue Bedürfnisse und auch angemeldete Wünsche hinsichtlich der individuellen und der beruflichen Lebensplanung. Eine Balance der genannten drei Ebenen wird nicht erreicht.

Kinder werden im Rahmen des gegenwärtigen Lebensmodells sozialisiert und lernen auf diese Weise, dass

- Eltern ihr individuelles und familiäres Leben nicht ausreichend zusammen planen,
- Frauen weniger berufliche Perspektiven entwickeln und sie auch weniger stringent verhandeln,
- Väter eine berufliche und individuelle Perspektive haben, jedoch keine familiäre.

Mit Babcock/Laschever (2003) und Mayrhofer/Meyer/Steyrer (2005) kann man zu folgendem Schluss kommen: Frauen leiden unter dem sozialisierten Verhalten in Bezug auf individuelle Wünsche und berufliche Strategien. Um die „glass ceiling“ oder die „leaky pipeline“ – zwei Metaphern für den dramatischen zahlenmäßigen Verlust von gut ausgebildeten Frauen auf der Karriereleiter – außer Kraft zu setzen, braucht es strukturelle Hilfen wie zum Beispiel Kinderbetreuung, aber auch Strategien der beruflichen Planung. Strukturelle Barrieren funktionieren nur, solange Frauen es zulassen. Ebenso liegt bei Männern ein Ungleichgewicht der drei Ebenen vor, das sie zum familiären Außenseiter macht. So ist es auch in Familien sinnvoll, neue Rollen zu entwickeln und die nicht gelebten Ansprüche beider Geschlechter zu formulieren. Darüber hinaus ist ein neuer Gesellschaftsvertrag zur Unterstützung der individuellen Lebenspläne nötig.

Literatur

- Babcock, L./Laschever, S. (2003): Women don't ask: negotiation and the gender divide. Princeton u.a.: Princeton University Press.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Beck, U./Lau, Ch. (2004) Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, R./Knapp, G.-A./Schmidt, B. (1984): Eines ist zuwenig, beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Bem, S.L. (1993): The lenses of gender: transforming the debate on sexual inequality. New Haven u.a.: Yale University Press.
- Bertram, H. (1995): Kulturelles Kapital in individualisierten Gesellschaften. In: Teufel, E. (Hrsg.): Was hält die moderne Gesellschaft zusammen? Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 111–128.
- Bertram, H./Ehlert, N./Rösler, W. (2005). Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bilden, H./Dausien, B. (Hrsg.) (2006): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen und Farmington Hills: Budrich.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2005): 7. Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Berlin.
- Böhnisch, L. (Hrsg.) (1997): Familien – eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim u.a.: Juventa.
- Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brake, A. (2006): Der Bildungsort Familie. Methodische Grundlagen der Untersuchung. In: Büchner, P./Brake, A. (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 49–79.
- Brandt, A./Kraft, S./Meyer, C./Neumann, C. (2006): Die Frauen-Falle. In: Der Spiegel 17, S. 34–45.
- Büchner, P. (1991): Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsnormen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U./Büchner, P./Fischer-Kowalski, M. u.a. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, Basel: Beltz, S. 196–212.
- Büchner, P./Brake, A. (2006): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationsfamilien. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005) (Hrsg.): Siebter Familienbericht - Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Berlin.
- Castells, M. (2002): Das Informationszeitalter. Bd. 2: Die Macht der Identität. Opladen: Leske und Budrich.
- Chodorow, N. (⁴1994): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive.
- Du Bois-Reymond, M./Büchner, P./Krüger, H.-H./Ecarius, J./Fuhs, B. (Hrsg.) (1994): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen: Leske und Budrich.
- Ecarius, J. (2003): Familienerziehung im historischen Wandel. Opladen: Leske und Budrich.
- Fiese, B. H./Spagnola, M. (2005): Narratives In and About Families. An Examination of Coding Schemes and a Guide for Family Researchers. In: Journal of Family Psychology 19, Nr. 1, S. 51–61.
- Fthenakis, W. (1999): Engagierte Vaterschaft. Opladen: Leske und Budrich.
- Ganzeboom, H.B.G./Treiman, D.J. (1996): Internationally Comparable Measures of Occupational Status for the 1988 International Standard Classification of Occupations. In: Social Science Research, H. 25, S. 201–239.
- Gaschke, S. (2006): Es ist die Wirtschaft! Wir brauchen einen neuen Feminismus, haben Frauen in der ZEIT gefordert. Was aber heißt das – und wer muss sich bewegen für mehr Gleichberechtigung? In: Die Zeit, Nr. 38, Ausgabe vom 14.09.2006.

- Gerris, J. R. M./Grundmann, M. (2002): Reziprozität, Qualität von Familienbeziehungen und die intergenerationale Transmission von Beziehungskompetenz. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 22., H. 1, S. 3–24.
- Giddens, A. (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt, New York: Campus.
- Hagemann-White, C. (2006): Sozialisation – zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen. In: Bilden, H./Dausien, B. (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Opladen: Budrich, S. 71–88.
- Heller, K. A. (1990): Geschlechtsspezifische Ergebnisse zweier Langzeitstudien zur Hochbegabung. In: Wiczerkowski, W./Prado, T. M. (Hrsg.): Hochbegabte Mädchen. Bad Honnef: Bock, S. 114–126.
- Herzberg, H. (2004): Biographie und Lernhabitus. Eine Studie im Rostocker Werftarbeitermilieu. Frankfurt, New York: Campus.
- Keupp, H./Ahbe, T./Gmür, W./Höfer, R./Kraus, W./Mitzscherlich, B./Straus, F. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.) (2003): Achsen der Differenz, Band II. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Koppetsch, C./Burkhardt, G. (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Kraus, W. (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus.
- Krüger, H./Born, C./Lorenz-Meyer, D. (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin: edition sigma.
- Lucius-Höne, G./Deppermann, A. (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Macha, H. u.a. (2000): Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden, was sie sind. Frankfurt, New York: Campus.
- Macha, H. (2004a): Auf dem Weg zu einer Theorie der Familienerziehung – empirische und systematische Aspekte. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 80, H. 1, S. 41–65.
- Macha, H. (2004b): Rekrutierung von weiblichen Eliten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Zeitschrift „Das Parlament“, Bd. 10, S. 25–33.
- Macha, H. (2006): Work-Life-Balance. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Opladen: Budrich, S. 17–32.
- Macha, H./Witzke, M. (2008a): Familienbiographien: Ko-Konstruktionsprozesse im Kontext von Werten, Normen und Regeln. In: Dörr, M. u.a. (Hrsg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 243–261.
- Macha, H./Witzke, M. (2008b): Auswertungsschritte methodenkombinierter Familienforschung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa (im Druck).
- Mayrhofer, W./Meyer, M./Steyrer, J. (2005): Macht? Erfolg? Reich? Glückliche? Einflussfaktoren auf Karrieren. Wien: Linde.
- Mayring, P. (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz.
- Micus-Loos, C./Schütze, Y. (2004): Gender in der Familienerziehung. Forschungsergebnisse und Handlungsstrategien. In: Glaser, E./Klika, D./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S.349–361.
- Raithel, J. (2005): Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und die Konstruktion von Geschlechtlichkeit. Weinheim: Juventa.
- Rendtorff, B. (2006): Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ricoeur, P. (1991): Zeit und Erzählung, Bd. 3, München: Fink.

- Ricoeur, P. (1996): *Das Selbst als ein Anderer*. München: Fink.
- Robert-Bosch-Stiftung (Hrsg.) (2005): *Starke Familie. Bericht der Kommission „Familie und demographischer Wandel“*. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung GmbH.
- Simmons, R. (2003): *Meine beste Feindin. Wie Mädchen sich das Leben zur Hölle machen und warum Frauen einander nicht vertrauen*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Solzbacher, C./Heinbokel, A. (Hrsg.) (2002): *Hochbegabte in der Schule – Identifikation und Förderung*. Münster u.a.: LiT.
- Trautner, H.-M. (2003): *Allgemeine Entwicklungspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Vinken, B. (2001): *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München u.a.: Piper.
- Wetterer, A. (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 286–319.
- Wuggenig, U. (1991): *Die Photobefragung als projektives Verfahren*. In: *Pragmatische Analyse von Texten, Bildern und Ereignissen*, S. 109–129.

Abstract: On the basis of both the recent state of the art in research and the qualitative study “Family Biographies” carried out at the University of Augsburg, the authors posit the thesis of a bi-polar distribution of roles among the sexes. They aim at bringing to attention that a trend towards a balance between family, job, and leisure time does not seem to exist either among mothers or among fathers. As a result, consequences do not only take the form of dissatisfaction among those concerned and of social losses, but – with regard to the future – this also affects the tradition of the bi-polarity of gender roles.

Anschrift der Autorinnen:

Prof. Dr. Hildegard Macha, Universität Augsburg, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg, Tel.: 0821-598-5559, Fax: 0821-598-5673, E-Mail: hildegard.macha@phil.uni-augsburg.de
Dipl.-Päd. Monika Witzke, Universität Augsburg, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg, Tel.: 0821-598-5563, Fax: 0821-598-5673, E-Mail: monika.witzke@phil.uni-augsburg.de